



Wenn sich die Piste alle paar Kilometer teilt, nützt auch das GPS nichts mehr. Dann heisst es einfach: immer der Nase nach.

HERRNSTADT / STILL PICTURES

Afrika er-fahren

In zwei Jahren mit dem Auto quer durch den Schwarzen Kontinent

Mit einem umgebauten Toyota brach ein junges Paar im Dezember 2005 von Zürich Richtung Afrika auf. Die beiden fuhren der Westküste entlang Richtung Süden und durch Ostafrika wieder nach Norden. In diesen Tagen sind sie in Algerien unterwegs und wollen Mitte November zurück sein. Im Folgenden eine Collage ihres Reiseberichts.

Marokko, im Dezember 2005: Das erste Bild, das wir von Marokko erhielten, als wir von der Fähre rollten, waren Flüchtlingslager entlang dem Grenzzaun, voll mit Leuten, die hoffnungsvoll Richtung Europa blickten. Zwischen Fes und Meknes haben wir erstmals unsere «Auto-Waschmaschine» in Betrieb genommen. Und siehe da, unsere Wäsche wurde auf dem Dach so durchgeschüttelt, dass wir sie abends nur noch ausspülen und aufhängen mussten. Nach der eindrucklichen Königsstadt zog es uns dann ins Atlasgebirge, über Julier-hohe Pässe, durch Zedernwälder, Skigebiete, Steinwüsten und Schluchten. Eine unvorstellbare landschaftliche Vielfalt. Ebenso vielfältig war die Temperaturskala.

Mauretanien, im Januar: Vorsichtshalber hatten wir alle GPS-Daten programmiert, um im gefährdeten Minenfeld im Niemandsland zwischen Marokko und Mauretanien die sichere Piste nicht zu verfehlen. Doch wir fanden eine gute Teerstrasse, unsere Ängste waren unbegründet. Dafür hatten wir andere Probleme: Am Grenzposten stauten sich rund 40 Fahrzeuge des Rallys Paris-Dakar. Das hiess drei Stunden warten in brütender Hitze. In Richtung der mauretanischen Hauptstadt ging's im Konvoi durch den Nationalpark und bei Ebbe entlang dem 150 km langen Sandstrand. Für die nächsten 400 km durch die Wüste schloss sich uns ein französisches Rentnerpaar mit Zwergpudel an. Schon am ersten Tag zeigte sich, dass diese Strecke tatsächlich nicht alleine befahren werden sollte. Bei unseren zahlreichen Bergeaktionen im weichen Sand waren die ganze Muskelkraft, Sandbleche, Abschleppseile und alle Schaufeln unseres Viererkonvois nötig.

Senegal, im Februar: Der Campingplatz Zebrabar wird von Schweizern geführt und ist wunderschön gelegen. Hier erholten wir uns von der anstrengenden Reiserei.

Mali, im März: Bamako ist trotz 40 Grad im Schatten eine richtig grüne Stadt. Das farbenfrohe chaotische Gewimmel findet man in den staubigen Seitenstrassen. In Bamako haben wir unser viermonatiges Hündchen adoptiert. Wir taufte es Mali.

Burkina Faso: Wir merkten, dass wir langsam dem tropischen Klima näher kamen. Trotzdem konnten wir auf dem Mount Burkina Faso (4103 m) Ski fahren. In Bobo-Dioulasso zogen wir Abend für Abend los, um uns anlässlich der Kulturwoche den Genuss von afrikanischer Folklore, Musik, Theater und Tanz zu gönnen.

Nigeria, im April: Als wir in Owerri nach dem richtigen Weg fragten, wurde uns kurzerhand eine Polizeieskorte mitgegeben, die uns quer durch die Stadt lotste. Alles gratis. Wir hatten in Nigeria trotz allen Warnungen nur gute Erfahrungen gemacht mit Polizei und Militär. Die eher seltenen Fragen nach einem Geschenk liessen sich immer mit einer der Antworten: «We have many documents for you, which one would you like to see?»

oder: «Nothing left, we gave all the presents to your many colleagues on the way» parieren.

Kamerun, im Mai: In Anbetracht der Choleraepidemie in Angola wollte Karsten unseren Wasserfilter wechseln, doch im Filtergehäuse suchte er vergeblich nach dem Filter. Wir hatten doch tatsächlich fünf Monate ungefiltertes Wasser getrunken – praktisch ohne Folgen.

Demokratische Republik Kongo: Wie immer ging's ewig lange, bis der Beamte am Checkpoint alle Angaben aus unseren Pässen in sein Schulheft übertragen hatte. Am Schluss war dann das Geburtsdatum bei der Visanummer eingetragen, und Barbara hiess wie immer mit Vorname Lindau.

Angola: Wegen unseres 8-Tage-Visums mussten wir die gut 1700 km durchbrettern.

Namibia, Juni bis November: Mit bester Teerstrasse und Strassenschildern alle paar Meter kamen wir uns vor wie in Europa. Bisher waren wir fast täglich an kleinen Märkten vorbeigefahren, wo wir uns mit Nahrungsmitteln eindecken konnten. In Namibia gibt's zwar alles, aber nur in den Supermärkten, und diese sind etliche Tagesreisen voneinander entfernt. Dafür trifft man dann im Spar neben weissen Farmern in ihre traditionell bauschigen Röcke gekleidete schwarze Herero-Frauen mit breiten Hüten und im Norden die halb nackten, erdfarbenen Himba-Frauen.

Sambia, im November: In der Mukambilodge lag schon neben dem Eingang ein ausgewachsenes Warzenschwein, neben dem Pool stapfte ein Elefant im seichten Flussufer herum. Es wimmelte von Meerkatzen, und Krokodile trieben vor unserer Nase träge im Fluss dahin. Sambia ist typisch afrikanisch, vom Tourismus wenig verdorben und trotzdem mit einer respektablen touristischen Infrastruktur.

Botswana, im November: Wir folgten dem gewunden Flusslauf des Khwai, und trotz der miserablen Sandpiste waren wir uns sofort einig: Das war eine der schönsten Landschaften auf unserer Reise: eine sattgrüne, unberührte Schilf-, Fluss- und Graslandschaft mit unzähligen Tieren.

Südafrika, im Dezember: An Weihnachten packten wir am Kap unsere Kisten im Auto voll mit guter Hoffnung für eine glückliche Heimreise. Am nächsten Morgen hatten wir Rührei, bis es uns zu den Ohren rauskam, entspricht ein Straussenei doch 24 Hühnereiern! Südafrika hatte uns nie gereizt, doch es hat uns in jeder Hinsicht positiv überrascht.

Moçambique, im Januar: Dichte grüne Tropenvegetation, einsame Traumstrände, Hitze, schlechtere Strassen und kaum touristische Infrastruktur. Afrika, wie man es sich vorstellt.

Tansania, im April: Nach 16 Monaten diebstahlfreiem Afrika fehlten an unserem vor der Haustür parkierten, bewachten Auto beide Rücklichter und ein Blinker.

Kenya, im Juni: Wir hatten nicht erwartet, dass dieses Land nach so vielen Jahren Massentourismus immer noch so ursprünglich und die Leute so freundlich sind. Ob der grandiosen Naturschauspiele verschlug es uns zeitweise den Atem.

Äthiopien, im Juli: Äthiopien ist in vieler Hinsicht anders als die meisten afrikanischen Länder: vom Aussehen der Bevölkerung über deren Glauben bis zur Zeitrechnung. Die Kiste auf dem Dach haben wir übrigens nie mehr als Autowaschtrommel benützt, da sie nur taugt, wenn man mit Sicherheit weiss, dass man abends an einen Platz kommt, wo die Wäsche gespült und

aufgehängt werden kann – diese Sicherheit gibt es in Afrika aber nicht.

Sudan, im Juli: Die schon fast legendäre sudanesishe Gastfreundschaft sucht tatsächlich ihres gleichen. Bereits am Zoll war es für die Beamten selbstverständlich, dass wir zum Essen eingeladen wurden. Entlang des Nils wurden wir bis auf die Knochen durchgeschüttelt. Dies war das bisher schlimmste Wellblech.

Allen, die sich fragen, wie wir es schafften, es so lange zu zweit auf so engem Raum auszuhalten, können wir versichern, dass es nicht immer einfach war und auch ab und zu mal so richtig krachte. Karsten würde das Auto am liebsten über alle Unebenheiten tragen mit dem Gedärken an mögliche Reparaturarbeiten mitten im Busch. Barbara fährt lieber zügig, weil ein Toyota Landcruiser schliesslich für solche Fahrten gebaut sei. Artgerechte Haltung nennt sie das. Karsten übernachtet gerne in der Nähe von Menschen. Barbara zieht Busch-Camps vor. Da ist es nicht immer einfach, sich zu einigen, vor allem wenn dann noch Hitze, Müdigkeit oder nervende Polizeikontrollen dazukommen. Aber unsere Afrika-reise sollte uns ja in jeder Hinsicht weiterbringen.

Barbara und Karsten Lindau

Den integralen Reisebericht und viele gute Tipps findet man unter www.hakuna-matatta.ch.